





Ihr Vater war der reichste König, ganz Indien gehörte ihm vom Himalaya bis zum Ganges, von China bis nach Persien. Ein Himmel wie aus tausend Sonnen wölbte sich darüber hin, und himmlisch schön war auch die Erde in ihrer Unerschöpflichkeit. Urwälder von Riesenkakteen blühten da und Palmen, ein jedes Blatt wie eine Ruhematte, mit zentnerschweren Fruchtrauben und mächtigen Kronen, die sich im Windhauch leise bewegten. Und welch' berauschend schöne Bilder boten sich dem Auge dar! Das Meer mit seinen stolz bewimpelten Schiffen, das bunte Panorama in den Häfen und die herrlichen Städte an den Ufern der Flüsse mit wasserdurchrauschten Gärten und säulengetragenen Pagoden, wo die Götter mit vergoldeten Bäuchen sassen, ganz wundervolle Kuppelbauten.

Doch noch viel herrlicher war der Palast des Königs. Das Dach aus Gold, die Wände aus Marmor, und Rubin und Demant zierten Waffen und Geräthe. Eine Treppe führte zum Meer hinab, ein Wunder von einer Treppe. Die Stufen aus weissem Alabaster — und gar die Terrasse! Eine solche Mosaik gab's auf der ganzen Welt nicht, aus Amethyst und Saphir, ganz unbeschreiblich!

Den schönsten Flügel bewohnte die Prinzessin. Ueberall Trophäen goldfrohen Reichthums. Aufgehäuft waren die Schätze. Das Auge war geblendet, so sinnverwirrend war der Juwelenglanz. Der hereinstrahlende Sonnenschein wurde mit goldenen Filtern gefiltert. Sklaven lungerten umher und hohe Minister beugten sich vor der Königstochter bis zur Erde und harrten der Befehle ihrer königlichen Hoheit. Der König trug sein Kind auf Händen und auf Aller Lippen schwebte es wie ein Gebet: „O schöne Gül-Bejase!“

In golddurchwirkte Seide war ihr Leib gehüllt und Perlen und Geschmeide schmückten Hals und Arme. Ihre Haut war wie warmes Gold. So ruhte sie auf schwel-

lenden Kissen. Für den Demant allein, der auf ihrem Pantoffel glänzte, konnte man halb Asien kaufen. Träumend lag sie in ihren Gemächern, die Ambraduft entströmten oder Sklavinnen trugen sie in goldenen Sänften dahin und fächelten sie mit grossen Palmwedeln. Doch am liebsten lustwandelte sie in ihren Gärten.

Smaragdfarbene Bäche schlängelten sich zwischen bunten Blütenbüschen hin. Umflammt von der Sonne, schien Alles hier zu brennen. Die Farben waren wie Feuer. Springbrunnen plätscherten, Milliarden goldener Wasserperlen zerstoben in funkelnden Staub. Und die süssen Duftwolken, die gen Himmel stiegen! Es war traumhaft schön, ganz zauberhaft. Paradiesvögel liessen ihre lichtgoldenen Schwanzfedern niederwallen, rothe und grüne Papageien wiegten sich in den Zweigen, und tausendfarbige Colibris flatterten in der Luft. Gazellen sprangen umher, und wohin das Auge fiel, sah es blühende Rosen. Schwerglühende Centifolien in fleischigen Kelchen, gross wie Mädchenköpfe, und in allen Farben: lachend roth und traurig roth wie blutiger Sammt oder glänzend weiss, so wie weisse Seide, ach, so schön, dass Gül-Bejase ganz berauscht war. Und doch sagten ihr die Rosen: „Du bist noch viel schöner!“

Was die Rosen nicht alles sagten! Sie leuchteten auf ihren schlanken Stielen und wiegten sich leise. Sie fieberten schier und dufteten so süss. Ganz betäubend dufteten sie und schienen wie betäubt. Zumal eine blassgelbe glühte ganz wunderbar. Sie glich einer verzauberten Prinzessin, und Thau-



tropfen glänzten auf ihrem Rosenantlitz. Gül-Bejase lehnte sich an ihre zarten Wangen: „Warum bist du so blass und glühst so sehr?“ fragte sie. Blass und glühend stand sie selber da und ihre Thränen flossen.

„Prinzessin, Du weinst ja!“ riefen die Sklavinnen bestürzt.

„Ich weiss nicht,“ sagte Gül-Bejase, „ist's Sehnsucht, ist's Erinnerung? Ich muss an etwas denken, das ich noch nie besass.“ Und sie hätte sich die spitzen Dornen in's Herz stossen mögen, so traurig war sie, selbst eine einsame Rose voll von schmerzlichem Glühn.

Da schenkte ihr der König ein wunderliebes Kätzchen, damit sein Liebling wieder fröhlich werde. Das hatte ein seidenweiches Fell und Schelmenaugen. Gül-Bejase gewann es auch lieb und liess sich von ihm gern schmeicheln und kosen. So possirlich war es, dass es sogar bei ihr schlafen durfte, wenn sie Nachts in ihrem goldenen Bette lag. Selbst die Nacht hatte Sonnenathem hier, sie war viel schöner, als anderswo der schönste Tag, nur allzustrahlend, allzuglühend, dass man gar nicht schlafen konnte. Die Welt war so entzückend, man kam nicht zur Ruh'. Die Rosen dufteten so stark, die kranken Rosen. —

„Ich Arme!“ seufzte Asiens reichste Königstochter.

Nun liess ihr der Vater ein neues Diadem anfertigen aus taubeneigrossen Rubinen. Das durfte sie sich auf's Haupt setzen und sich damit im Spiegel besehn, und es stand auch gar herrlich zu ihrem ebenholzschwarzen Haar. Die Sklavinnen klatschten entzückt in die Hände, doch Wunder that auch die Krone nicht, und verzagt blickte Gül-Bejase zur ewigen Sonne empor. — Einmal sass sie auf der Terrasse und starrte sehnsüchtig in's Meer hinaus, als sie ein Schiff nahen sah, wie sie noch nie eines gesehen. So ganz anders als die einheimischen Boote. Trauerfarben waren seine Segel und verwittert. Unruhig schlug es mit den schwarzen Flügeln wie ein dunkler Nachtraubvogel und als es nun im Hafen einlief, zog es die Segel nicht ein, als ob es jeden Moment wieder auffliegen wollte. Ein Mann stieg an's Land. Seine Kleidung war von fremdem Schnitt, grau und düster, wie die Segel seines Schiff's. Sieh, ein ferner Seefahrer! dachte Gül-Bejase. Doch wie staunte sie, als sie ihn die Treppe heraufkommen sah und geradewegs auf sie zu. Rasch liess sie ihren Schleier fallen, da nach Landessitte kein Mann ihr Antlitz sehen durfte, doch bemerkte sie, dass er hoch von Gestalt war und schön von Angesicht, wie seine Haut so weiss war und alles an ihm hell: Der kühne Blick, der flachsblonde Bart, der ihm über die Brust herniederwallte, und dass er trotz seines langen Bartes noch jung und, obgleich derb und schlicht, voll natürlichen Adels war. Wie gebannt schritt sie ihm entgegen.

„Wer bist Du?“ fragte sie. — „Ich heisse Ingunar.“

„Woher kommst Du?“ — Er zeigte nach Norden.

„Und was willst Du hier?“

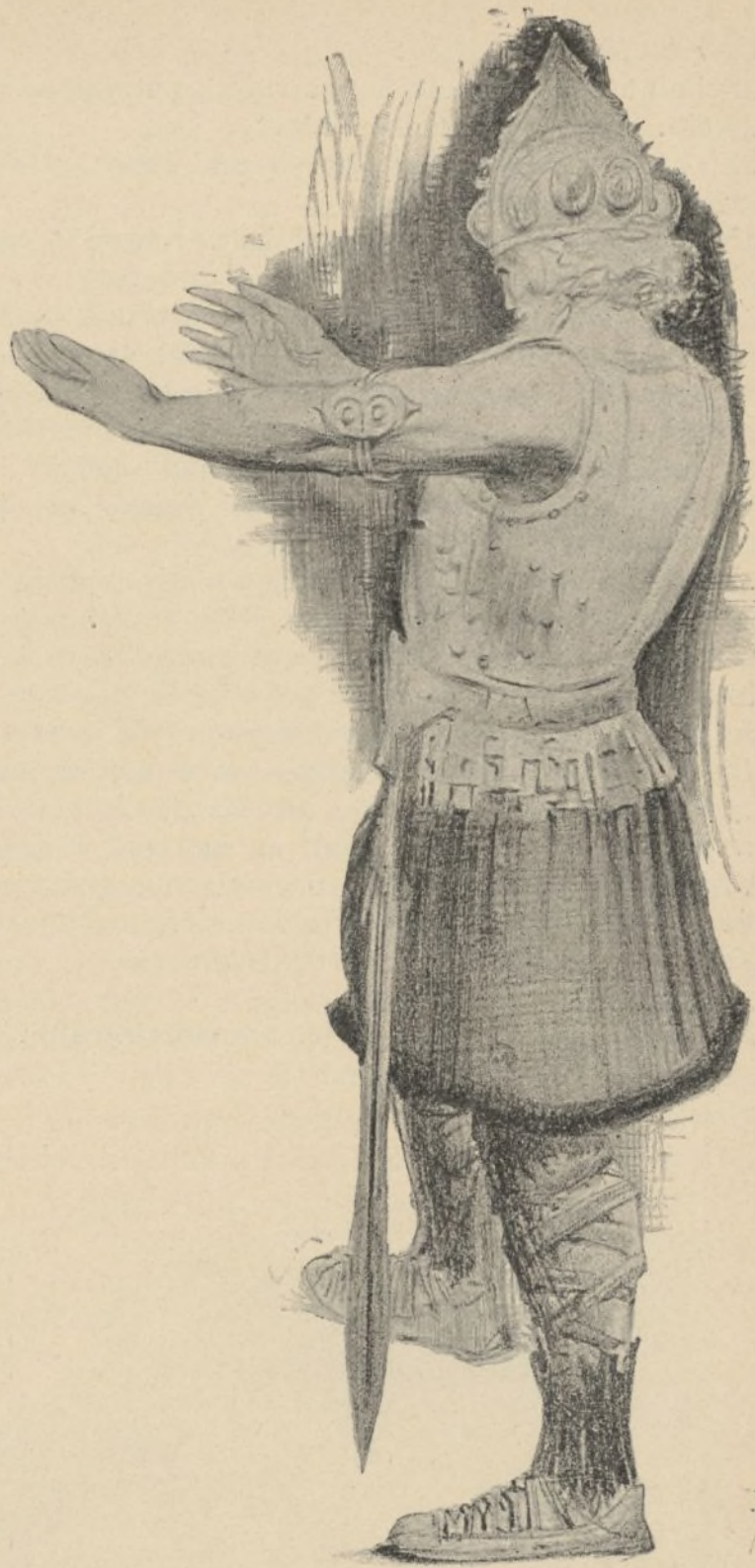
„Die Sonne will ich sehen!“

Da schlug sie ihren Schleier zurück, als könne sie nicht anders, und er sah ihr Angesicht. Ein Ausruf des Entzückens entfuhr seinen Lippen, und geblendet von ihrer Schönheit murmelte er:

„Ich muss die Sonne haben!“

Da bäumte sich ihr königlicher Stolz.

„Weisst Du denn, Fremdling, zu wem Du so sprichst? Ich bin die Prinzessin Gül-Bejase!“ sagte



sie, „bedenk' das wohl!“ Und sie zeigte ihm die Schätze ihres Vaters.

Den Palast mit dem Golddach und die marmornen Hallen. Die herrlichen, mit Rubin und Demant besetzten Waffen und all die Kostbarkeiten, bei deren Anblick Einem Hören und Sagen verging. Die purpurnen Teppiche, wahre Wunder persischer Webekunst, die Krystallgefässe und all das Geschmeide aus köstlichem Elfenbein, Juwelen und prangenden Meerkorallen. Die singenden Springbrunnen, Papageien, Colibris und die glühenden Rosen. Das berückend schöne Panorama der Städte, die sich in klaren Stromwellen widerspiegeln, die wasserdurchrauschten Gärten, das ganze sonnendurchglühte Paradies, ein Entzücken für das Auge. Selbst in den Flüssen flossen Goldkörnchen mit im Sande. Die Erde konnte all den Reichthum kaum ertragen und all die Gluth und Schönheit.

Doch Ingunar fasste ihre Hand und sagte:

„Komm mit mir!“

„Bist Du denn ein König?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte er stolz, „ich bin ein freier Mann.“

„Ist Dein Palast aus Marmor und Gold?“

„Aus Lehm ist meine Hütte.“

Und weiter fragte sie:

„Scheint bei Euch die Sonne auch so strahlend?“

„Nein. Eis bedeckt die Erde.“

„Eis? Was ist das?“ fragte sie und dann: „Habt Ihr duftende Rosen?“

„Nur Eisblumen, duftlos und kalt. Komm!“ rief er. „Willst Du?“ — Da zitterte sie und bat:

„So lass mich denn Abschied nehmen vom Vater!“

„Thu' das nicht!“ herrschte er und führte sie von hinnen. Schon waren sie eine Strecke weit, als Gül-Bejase lebhaft ausrief: „Mein Diadem! Die Krone hätt' ich fast vergessen!“ — „Lass die Krone!“ bat er.

Wieder folgte sie ihm ein Stück Weges, als sie nochmals inne hielt und flehte:

„Lass wenigstens mein Kätzchen mit mir nehmen!“

Doch er wehrte ihr auch dies. Und sie gehorchte und ging mit ihm und blickte nicht einmal zurück.

In seinen Armen trug er sie auf's Schiff, das schon ungeduldig die Segel blähte. Nun breitete es die dunkeln Schwingen aus und vorwärts ging's durch Wellen und Lüfte. Ein Albatros flog voran, der Wind war hinterdrein. Das Schiff flog, als hätt' es tausend Flügel.

Viel Tage und Nächte waren sie schon gefahren und sie wusste nicht einmal, wie seine Heimat hiess.

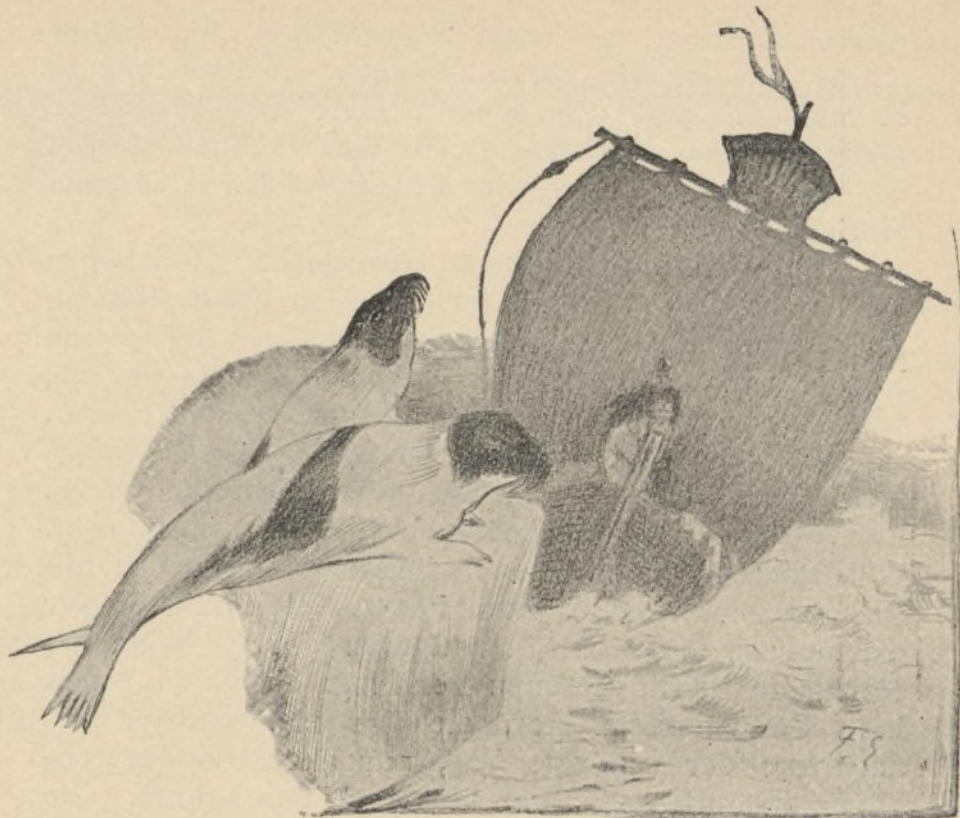
„Wie heisst Deine Heimat?“ fragte sie.

„Spitzbergen,“ sagte er.

Als sie von fern eine Küste erblickte, rief sie fröhlich:

„Das ist wohl Spitzbergen?“

„Nein, Cypern.“



Wiederum sahen sie das Gestade. Orangen- und Pinien-Haine senkten sich in's Meer hinab, und Granat-äpfel glühten aus dem Dunkel.

„Aber das ist doch Spitzbergen?“

„Nein, Italien“, lautete die Antwort.

„Aber in Italien ist's schön kühl!“ fand Gül-Bejase und hüllte sich fester in ihren Schleier ein,



denn sie war ja an die tropische Hitze gewöhnt. Noch hatten sie nicht Gibraltar erreicht, als sie wieder fragte: „Nun aber kommt bald Spitzbergen?“

„In noch hundert Tagen,“ sagte Ingunar.

Weiter flog das Schiff, ohne zu erlahmen. Der Albatros wies das Ziel. So kamen sie bis an die britischen Inseln.

„Sieh die Riesenwolke, die das Meer umspült!“ rief Gül-Bejase.

„Es ist England“, sagte er, „das im Nebel liegt“.

Sie fröstelte. Von ferne grüsste die Sonne. Immer fremder ward die Welt, die Nacht lang, der Tag grau.

„Aber so grau ist's doch nicht bei Euch?“ fragte sie besorgt, dass Ingunar gar nicht wusste, was er sagen sollte. Eidergänse flogen auf. Schon nahten sie der Insel Island. Seehunde lagen im Sand mit rund aufgerissenen Augen. Ob sie wohl bellen? dachte Gül-Bejase. Doch sie blieben stumm wie Fische. Nichts regte sich, als wagte nichts zu leben. Eisige Lüfte gingen.

„O wären wir schon daheim!“ seufzte Gül-Bejase.



Ingunar hatte Mitleid mit ihr.

„Wollen wir umkehren, Gül-Bejase?“

Sie fror ganz jämmerlich, dennoch rief sie:

„Ich will zu Dir, zu Dir!“

Und weiter ging's durch rollende Wogen. Schneewolken hingen da über und hauchten sie an mit kaltem Todesathem.

Wo blieb der Albatros? Fort war er, verschwunden. Ihm war zu kalt in diesen Regionen. Eine schlichte Möve flog vor ihnen her zwischen Gletscherfelsen. Eisklüfte bildeten Höhlen. Eisbären brüllten.

„O Ingunar!“ weinte Gül-Bejase. Bart und Augenbrauen waren ihm erstarrt und hingen ihm wie Eisklumpen im Antlitz. Der Schnee fiel in Ballen. Eisriffe ragten gen Himmel, Eisriffe hingen herab. So ging's durch weisse Finsternisse.

„O wie mich friert!“ schluchzte Gül-Bejase.

Ingunar hüllte sie in Pelze ein, die er bei sich hatte, sie aber klagte noch immer: „Mich friert!“

Da nahm er sie in seine Arme.

Die Möve flog davon, das Schiff war am Ziel. Unter einem Felsenvorsprung stand Ingunars Hütte. Stroh deckte das Dach. „Da sind wir!“ rief er. Doch als er sie über die Schwelle trug, war sie schon halb erfroren. In einer Ecke stand ein Herd von Feldsteinen aufgebaut. Ingunar hauchte sich auf die Hände und schürte Feuer an. Allmählig erholte sich Gül-Bejase.

„Sieh die schönen Eisblumen am Fenster!“ rief er, um sie zu erfreuen.

„Aber die kann man ja nicht in's Haar stecken“, meinte sie. Kein Pelz, kein Feuer konnte sie erwärmen, nur in Ingunars Armen war ihr wohl. Und er suchte sie zu trösten: „Wein' nicht, Gül-Bejase! Wenn der Frühling kommt, bring' ich Dich heim zu Deinen Rosen.“

Sie schüttelte das Haupt. — „Ja, und dann sollst Du die goldene Krone wieder tragen.“

Aber sie wollte nichts wissen von Krone und Rosen. Sie war ja kein Kind mehr. Nichts wollte sie, nichts, als das nackte Leben, so lieb hatte sie ihn.

„Nur leben!“ bat sie und schmiegte sich an ihn, denn es ward Nacht. Drei Monde lang währte die Nacht. Als es wieder Morgen war und Frühling und Ingunar sie fragte: „Willst Du in Dein Sonnenland zurück?“ rief sie flehend: „Nein! nein!“

Es war aber auch wunderschön hier. Das Feuer brannte an ihrem Herd, das Glück in ihrem Herzen.

Vor der Hütte blühten jetzt Heidekraut und weisses Moos. Stumm war die Welt. Das Nordlicht beschien sie wie eine Ampel eine hohe Halle. Ausgelöscht war alles Leben. Ihre Herzen waren die einzig fühlenden Wesen in dieser Oede.

Sie wohnten ja am Ende der Welt, gleichsam an deren Ausgangspforte. Die verstorbenen Seelen mussten an ihrer Thür vorbei. „Komm' mit!“ riefen sie. Doch Gül-Bejase wollte nicht fort, nicht einmal in den Himmel.

Sie konnte gar nicht sterben. — — —

Wie kann man mich nur verlassen? dachte die Sonne und grämte sich nach der schönen Königstochter. Und machte sich auf und folgte ihr nach, den langen, weiten Weg, bis sie endlich matt und müde ankam. Als Gül-Bejase sie herankriechen sah, erkannte sie sie kaum.

„Ach, Du bist's!“ rief sie lachend.

„Ich will nur sehen,“ meinte die Sonne „ob's hier gar so schön ist“. Doch es schien ihr zu gefallen, denn sie kehrte nun immer wieder, Jahr um Jahr. — So kam der Norden zur Sonne.





Beichte.

Das Geständniss thut mir leid;
Doch ich gäbe viel darum,
Wär' ich nicht so gar gescheidt,
Sondern schlicht und göttlich dumm.

Die verfluchte Bildung hängt
Mir im Nacken wie ein Zopf,
Und von ihrer Last bedrängt
Wankt und wackelt mir der Kopf.

Die Magister meid' ich längst;
Doch bei seinem Sonnenritt
Schleppt mein armer Flügelhengst
Keuchend noch den Schulsack mit.

Weckt zur Nacht mich Irgendwer,
Noch im Halbschlaf sag' ich gleich
Ihm die ganzen Kaiser her
Von dem heil'gen röm'schen Reich.

Und sofern er nicht entschlüpft,
Explicir' ich stundenlang,
Wie den Weltenlauf verknüpft
Innerster Zusammehang.

Regeln, Formeln und Brevier,
Namen, Daten jeder Art,
Mein Gedächtniss hat sie mir
Unerbittlich aufbewahrt.

Lebensfluth, die mich umringt,
Möcht' ich schau'n mit klarem Blick;
Aber wie ein Tiger springt
Mir die Bildung in's Genick,

Bleibt dort hocken festgekrallt,
Summt mir, wenn ein munt'rer Chor
Ganz in meiner Nähe schallt,
Lauter Jahreszahlen vor.

Wär' ich nicht in ihrem Joch,
Ach ich hätt' es nie vermisst;
Einen Lehrer brauch' ich noch,
Der mich lehrt, wie man vergisst,

Wie man weder forschet noch zählt,
Sondern, in die Welt vernarrt,
Sich auf gutes Glück vermählt
Mit der Thörin Gegenwart.

Wenn ich deren Liebster bin,
Geb' ich alle Wissenschaft
Und Gelahrtheit gerne hin
Für ein bischen plumpe Kraft,

Tappe zu mit blinder Wucht,
Reisse lachend mir vom Baum
Seine schönste reife Frucht,
Halte sie und weiss es kaum.

LUDWIG FULDA.



Tagebuchnotizen eines aktiven Politikers.

Bei jeder Bestechungsgeschichte zerfallen die Schuldigen
in zwei Theile: in jene, die viel — und in jene, die noch
mehr eingesteckt haben.

Einige Politiker sorgen für das Wohl, die meisten für
das Wehe ihres Landes.

Bei jedem Korruptionsscandal sind immer jene am meisten
entrüstet, die noch nicht eingesteckt haben.

Es gibt zwei Arten von Journalisten: dumme und kluge.
Die Dummen handeln nach, die Klugen mit ihrer Ueber-
zeugung.

Die beste Kapitalsanlage ist ein Mandat.

Ich verabscheue die Käuflichen. Sie verderben die Preise.

Man soll keinen Politiker glücklich preisen, bevor er
nicht Verwaltungsrath geworden ist.

„Warum haben Sie gegen das Budget gestimmt?“
„Excellenz, meine Ueberzeugung —“
„Aber ich bitte Sie, wir sind unter uns . . .“

LUDWIG BAUER.

Was in den Staatsdienst kommen will, krümmt sich bei
Zeiten.

Unter den Stützen der Gesellschaft gibt es manche
Strebepeiler.

Es gibt Leute, die die Schöpfung der Krone nicht für
die Krone der Schöpfung halten.

Wie mancher sieht erst nach seiner Verheirathung, wie
er sich bei seiner Verlobung versprochen hat.

ERNST DOLFA.

— Mères, rentrez vos filles! — — Les Faunes sont dehors! —



Für die Jugend gezeichnet von Jossot (Paris.)
(Mütter, bringt Eure Töchter nach Hause, die Faune sind draussen!)

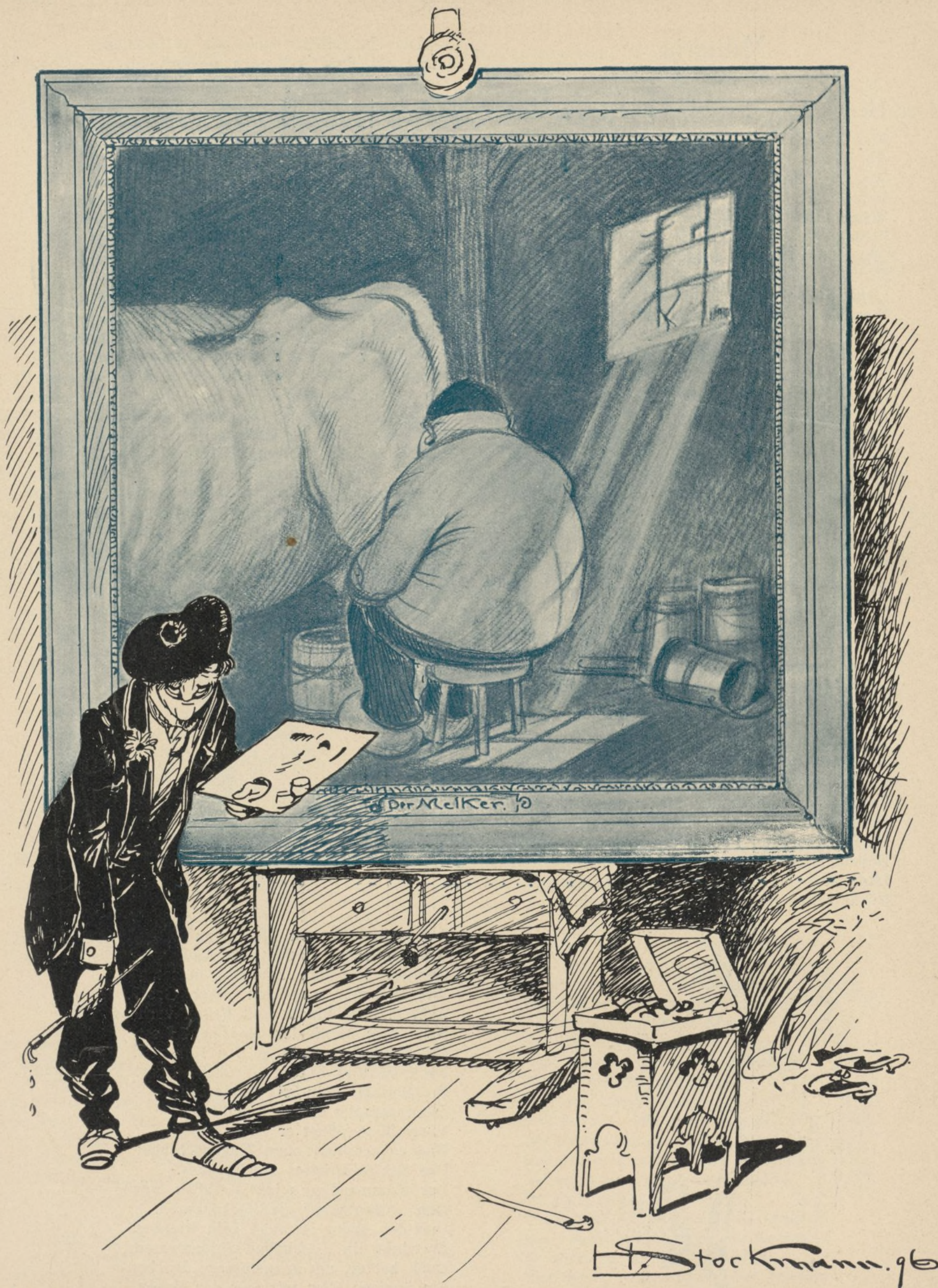
Ayuntamiento de Madrid

Wie das berühmte Bild

„Der Melker“ entstand.



Der berühmte Interieur-Maler Valeurewski hat eben ein Bild „Der Küfer“ für die „grosse Internationale“ fertig gemalt; da besucht ihn sein Freund, der Herr von Weinbeisser, und klärt den Maler fachmännisch darüber auf, dass sein Küfer total unrichtig am Fasse sitzt.



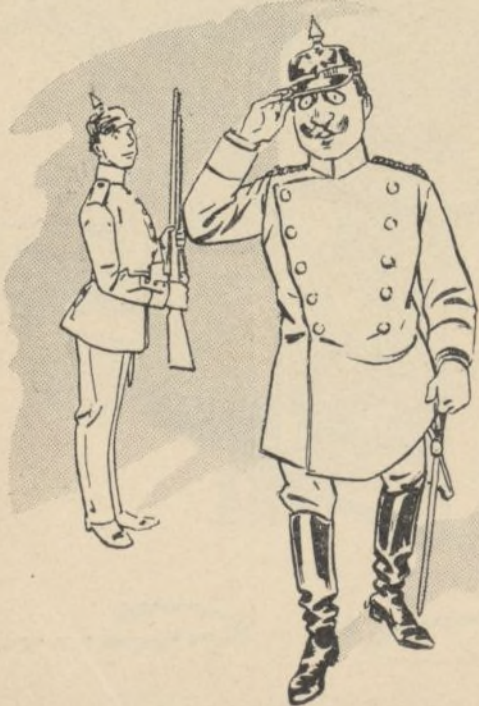
Was thun? — In drei Tagen ist Einlieferungs-Termin! — Da durchblitzt das Gehirn des Malers ein genialer Gedanke! — Ein paar Pinselstriche und aus dem Küfer, der falsch am Fasse sitzt, ist ein Melker geworden, und dieser sitzt vollkommen richtig — an der Kuh!

Militaria

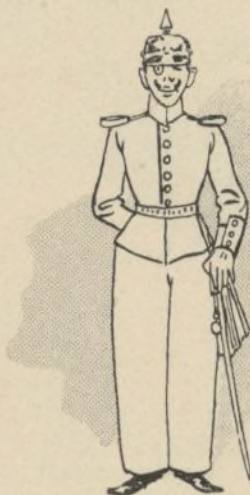
von E. Goldbeck (Berlin).

Der Herr Oberst bevorzugt die Einfachheit!

Was kommt die Ordonnanz gerannt,
Als stände rings die Stadt in Brand?
Was gibt der Adjutant bekannt?
Was lauscht der Hauptmann so gespannt?
Warum, der sonst so weltgewandt,
Erbleicht vor Schreck der Tischvorstand?
„Hat's wirklich seine Richtigkeit?“
So flüstert man mit Wichtigkeit,
„Der Oberst kommt? Wo ist er jetzt?
Was ist für morgen angesetzt?
Was will er seh'n im Bataillon?
Das Turnen auch? Die Instruktion?“
So fragt, so plagt man rings im Kreis
Den Adjutanten, der selbst nichts weiss,
Als das, was alle schon vernommen,
Der Oberst werde morgen kommen.
Er werde in der „Krone“ wohnen
(Dies ist das Hôtel für Standespersonen!)
Weit're Befehle vorbehalten. —
Ein Jeder zieht die Stirn in Falten.
Mit einem Mal verstummt der Kreis,
Nur Der und Jener flüstert leis,
Denn gellend, mit dem Schrei des Pfau's,
Ruft der Kasernenposten: „Raus!“
Und sieh! es öffnet sich das Thor
Und es erscheint der Herr Major.
Bis auf den Klang des Sporentons
Ganz Kommandeur des Bataillons,
Sehr frisch, kein Mann vom grünen Tisch,
Martialisches und gebieterisch.
Auch über seinem Scheitelhaare
Dem braunen, sind die raschen Jahre
Anscheinend machtlos hingegangen,
Seit er — zu färben angefangen.
Zum Zeichen, dass ihm nichts entgeht,
Dass er den kleinen Dienst versteht,
Umkreist er den Posten um und um.
Bewundernd sieht's das Publikum.
Dann äussert er: „Der Mann steht schlecht!“
Rückt selbst ihm das Gewehr zurecht



— Der Unt'roffizier steht wie auf Kohlen —
Lässt sich den Griff noch wiederholen
Und lobt und tadelt väterlich.
Der dumme Posten wundert sich.
So zeigt in der schwierigen Konjunktur
Sein ganzes Benehmen die höchste Bravour;
Dem staunenden Offizierskorps beweist es
Die männliche Fassung des führenden Geistes.
Denn weiss er, was ihm diese Reise verheisst?
Auch Du, der als Lieutenant meist noch reist,
Die höheren Chargen des „Schusterns“ zeihst,
Wie lange währt's, bis Du selbst entgleist,
Zum letzten Mal im Kasino speis'st? —
Nun macht er ein ernstes, ein Dienstgesicht,
Mit Würde begrüsst er die Seinen und spricht:
„Wie wohl die Herren schon vernommen,
Wird heute noch der Herr Oberst kommen.
Die Herren finden sich Abends ein
Zu ungezwung'nem Beisammensein.
Vollzählig und pünktlich, das fordert schon
Der selbstverständliche gute Ton.
Und da ich bei Aeusserlichkeiten bin,
So weis' ich auf guten Anzug hin.
Der Herr Oberst duldet die Stiefel nicht spitz
Und hält auf korrektesten Mützensitz.
Die Ueberrockknopfreihe nicht parallel
— Die Herren kennen den strengen Befehl —
Den Rock nicht zu kurz, nicht das Beinkleid zu weit:
Der Herr Oberst bevorzugt die Einfachheit.“



Am andern Tag ist Liebesmahl,
Von Uniformen gleisst der Saal.
Gewiss, dass man lukullisch prasst.
Wie ehrt man wohl den hohen Gast?
Ach, ihm ist Pracht und Prunk verhasst.
Nach dem Menu der Lieut'nant fasst,
Mit Schaudern sieht er den Kontrast.
Nach magerm Sूपplein, welche Lust!
Bouillonkartoffeln mit Rinderbrust —
Dann paradirt ein Hammelbraten,
Vortrefflich pflegt er zu gerathen
Und es erscheint zum Magenschluss
Des Schweizerkäses Hochgenuss.
Der Kommandeur trinkt — absit omen! —
Den „Affenthaler“ des Oekonomen.
Und der Major ist auch kein Prasser,
Er trinkt ein Fläschchen Selterswasser,
Doch hat er, um anzustossen, daneben
Ein üppiges Glas mit Saft der Reben.



Der Lieutenant sieht es mit Respekt
Und schlürft nur heimlich seinen Sekt.
Sodann nach Schluss des zweiten Ganges,
Ein Opfer seines hohen Ranges,
Erhebt der Herr Oberst sein Gläschen Krätzer
— Ein schauderhafter Gaumenätzer —
Und äussert: In diesem Bataillon
Befolge man ganz seine Intention
Und lebe im trauten Kam'radenkreise
Mit Einfachheit in Trank und Speise.
Die Einfachheit müsse man sich bewahren,
Das hab' er im Feldzuge gründlich erfahren.
Sonst bleibe man bei den Kriegsfatiguen
Als trauriges Beispiel im Graben liegen.
Dies Lieblingsthema erörtert er breit
Mit eindringlicher Beredsamkeit,
Als bald gestaltet sich sein Toast
Zum Hymnus auf die Hausmannskost
Und endlich sind Alle d'rin eingeweiht:
Der Herr Oberst bevorzugt die Einfachheit.



Am Abend sind die Herren vereint
Zu gemeinsamem Abendbrod und, wie es scheint,
Fühlt sich bei Erbsen und Sauerkohl
Der Kommandeur besonders wohl.
Denn, wie auf's Neu sich offenbart,
Hier wird die Einfachheit gewahrt.
Darauf legt er ein Hauptgewicht
Und Erbsen sind sein Leibgericht.
Zum Ueberfluss schmecken sie ganz genau
Wie zu Hause bei seiner lieben Frau.
So leuchtet hell die Gnadensonne,
Es schwimmt der Herr Major in Wonne
Und auch der brave Tischvorstand
Wird heut mit Lob und Preis genannt.

Ein kleines Fass ist angestochen,
Manch schönes Wort wird noch gesprochen
Zum Lobe der Solidität. —
Indessen wird es endlich spät
Und als nach stundenlangem Prassen
Der „Alte“ das Lokal verlassen,
Begleitet, nach längerem Höflichkeitszwist
Von Allem, „was irgend ein bisschen was ist“,
Da erhebt sich ein unheimlicher Skandal,
Es zittern die Fenster, es dröhnt der Saal,
Da schreien die Lieutenants: Ein Sect! Eine Ale!
Hier Porter, Viel Porter! — „Jawohl! Zu Befehl!“
Dann saufen sie fröhlich in die Runde,
Bis wieder dämmert die Morgenstunde;
Sie singen: Macht Alle die Kehlen weit!
Der Herr Oberst bevorzugt die Einfachheit!



Der milde Hauptmann.

Mein Kompagniechef war so mild,
Wie Ihr ihn hier erblickt im Bild.
Bei Griffen und bei Einzelmarsch
Stets war er sanft und niemals barsch.
Nie sprach ein strenges Wort sein Mund
Er sagte niemals: Schweinehund!
Doch öfters sprach er: „Liebe Leute,
Vortrefflich exerziert Ihr heute!“
Und zur Belohnung fing er dann
Noch einmal mit der Richtung an.
Wer als verspätet abgefasst,
Der hatte stets den „Zug verpasst“
Und nie den „Urlaub überschritten“;
Der Milde liess sich gern erbitten.
Und selbst bei wiederholten Streichen
Gelang es bald, ihn zu erweichen.
Mit einer ellenlangen Predigt
Ward selbst der schlimmste Fall erledigt.
Den Leuten bracht' er ihn zur Kenntniss,
Er wirkte ein auf ihr Verständniss
Und sprach, wenn sich ein Kerl besoffen,
In Worten, die von Weisheit troffen.



So war er denn auch sehr erpicht
Auf sachgemässen Unterricht
Und die Entschuldigung nahm er krumm:
„Herr Hauptmann, dieser Mann ist dumm“.
„Herr Lieutenant, Dummheit kenn' ich nicht,
Das liegt allein am Unterricht.
Ich werde jetzt mal instruiren,
Dann können Sie sich überführen;
Der Mann ist meistens nicht dran schuld,
Die Milde fehlt und die Geduld.“
Doch meldet ihm ein Offizier
Als Faulpelz einen Musketier,
Streng blickt der Milde dann und spricht:
„Herr Lieutenant, Faulheit kenn' ich nicht.
Der Mann ist dumm und nichts als dumm,
Geh'n Sie recht milde mit ihm um.
Ich werde ihn jetzt gleich belehren.
Ich bitte einmal zuzuhören,
Sie überzeugen sich dann leicht,
Wie viel man mit Geduld erreicht.
Der Mann ist meistens nicht dran schuld.
Die Milde fehlt und die Geduld.“

Was dieser kluge Mann bezweckt?
Es bleibt das Strafbuch unbefleckt.
Denn ihm genügt es, den Mann zu belehren
Und höchstens das „Reinigen von
Kammergewehren“.
Beweis, dass auch ohne den strengen Arrest
Die Disziplin sich erhalten lässt.
Der Kompagniechef wird vorpatentirt,
Weil so und so lange nichts passiert,
Denn das bekundet jederzeit
Der Truppe innere Tüchtigkeit.

„p. f.“

Melodisch leiden — keine Spur —
In schwarzem Frack und schwarzen Hosen!
Ich litte gern, ein Troubadour —
Die blasse Stirn umkränzt mit Rosen;

In heisse Lieder göss' ich's aus,
Gar hold gereimt und süss gerundet,
Und säng' es vor dem Hochzeitshaus,
Wie tief sie mir das Herz verwundet,

Wie ich sie hegte gar so lieb,
Wie viele Monden treu ich harnte —
Du lieber Gott! Statt alles dessen schrieb
Ich ihr „p. f.“ auf meine Karte!

W. WALTHER.



Gezeichnet von O. Eckmann.

Aus dunklen Tiefen der Menschenseele.*)

Von Eustachius Meier-Kyritz.
(Nachdruck verboten.)

I.

„?“
„!“
„Oh!“
„?“
„!“
„Nie!“
„!?!?!?!?!“

II.

„—; ?“
„!!! — — ?“
„Ah!“ * * *
„?“
„? ?“
„! — ! — !“
„Au!“
„— — —; ?“
„! — !“
„!“
— — —
— — — * * *
„?“
„Vielleicht.“
„!“
†
„.....“
?
—
.

*) Wir sind in der angenehmen Lage, unsern Lesern
hiemit das neueste Seelengemälde aus der Feder des geist-
vollen Führers der allerneuesten deutschen Schriftsteller-
gruppe „Semikolon“ zu Füßen zu legen.



Zwei Seufzer.

Der Mann:

Im Brautstand war sie so reizend,
In der Ehe nur reizbar sie wird;
Im Brautstand zeigte sie Chic nur,
In der Ehe sie nur chicanirt! —
Oh! —

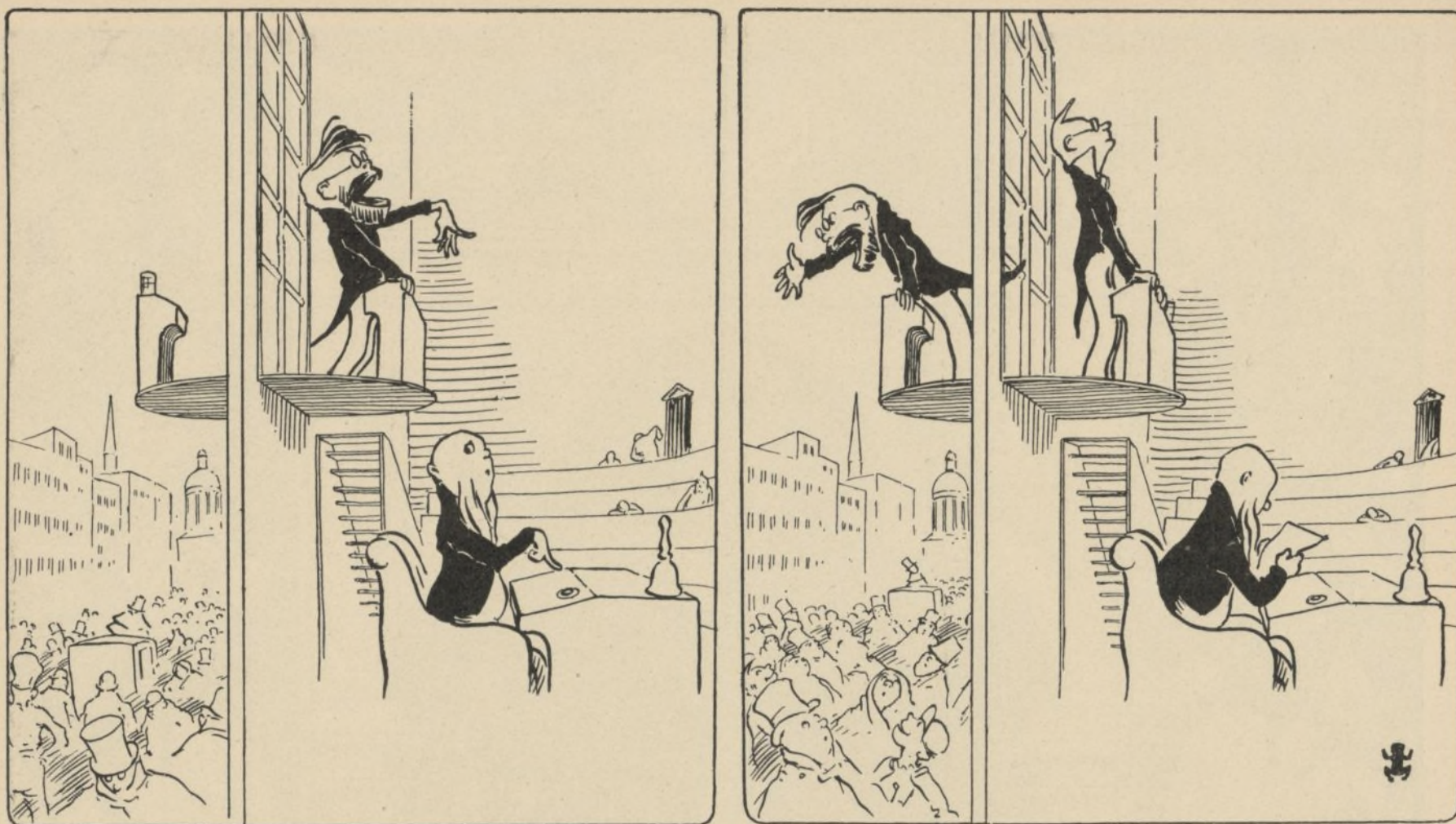
Die Frau:

Im Brautstand glich er dem Lamme,
In der Ehe ist er ein Bär;
Im Brautstand Feuer und Flamme,
In der Ehe, da raucht er nur mehr.

Ah! —

I. PAUER.





Deutsches Reichspatent Nr. 78,946,317,762,106: Dreh- bare Rednertribüne.

Bekanntlich schweifen in sämtlichen Parlamenten (ausgenommen ist nur der deutsche Reichstag) sehr viele Abgeordnete (ausgenommen sind nur die Herren Sozialdemokraten) gerne vom Thema ab und sprechen, sozusagen, „zu den Millionen da draussen.“ Das veranlasst die weisen Herrn vom Präsidium (ausgenommen ist nur der Herr v. Buol) oft, energisch „zur Sache“ zu rufen. Diesem Uebelstand, der (namentlich da, wo Diäten gezahlt werden) die Parlamentsverhandlungen empfindlich in die Länge zieht, hilft die neue, von Herrn Berthold Dunkelgrau erfundene drehbare Rednertribüne, von der wir oben ein Abbild geben, gründlich ab. Sobald ein Redner anfängt, mit überflüssigen Schlagwörtern herumzuwerfen, auf dass er im Parteiblättchen gloriös erscheine, drückt der jeweilige Präsident (ausgenommen natürlich ist der Herr v. Buol) auf einen Knopf und die Tribüne dreht sich nach der Aussenseite des Gebäudes, so dass der Redner ruhig zum Fenster hinaus reden kann, während innen ein Anderer das Wort erhält und zur Sache spricht.



Das Duell.

„Mein Herr, Sie haben mich fixirt,
D'rob fühle ich mich insultirt.
Hier meine Karte!“ — „Acceptirt.“ —
Man einigt sich, 's wird duellirt;

Sucht Jemand aus, der secundirt
Und 's ganze Schauspiel inscenirt. —
Pistolen werden inspizirt,
Und der Paukant noch instruiert
Und auch im Schiessen exercirt,
Damit er nicht den Kopf verliert,
Der Arzt rechtzeitig avisirt;
Vorsichtig Jeder noch testirt,
(Man kann nicht wissen, was passiert!)
Stumm wird am Kampfplatz salutirt,
Versöhnungsdusel simulirt,
Distance und Waffen kontrollirt,
Eins, Zwei und — los, dann kommandirt.
Der Eine wankt, ist leicht blessirt
Und, wie der Arzt gleich konstatiert,
Der Kampf muss werden jetzt sistirt.
Niemand ist desshalb indignirt,
Man reicht die Hand sich dann blasirt,
Und thut, als wär' nichts arrivirt;
Wenn der Verletzte bandagirt,
Freundschaftlich heim wird eskortirt,
Fühlt man sich rehabilitirt,
Wird von der Welt als Held fêtirt. —

S. FRANK.



Agrarier-Marseillaise.

Wir sind die Partei für Altar und Thron
Und patriotisches Streben,
Die edelsten Leute der ganzen Nation —
Und wir nur kennen den guten Ton
In Politik und im Leben.

Doch selbst die loyalste Geduld zerriss,
Weil zu tief der Preis für das Brod stand,
Wer gestern noch „Mumm“ trank, trinkt
gewiss

Im besten Falle heut' noch „Koch fils“,
So arg ist bereits der Nothstand!

Für's Vaterland geben wir Leben und Gut,
Des Reiches treueste Söhne —
Doch wenn uns Wer nicht den Willen thut,
So sagen wir Ihm mit kaltem Blut:
„Kein Kanitz — dann gibts keine Kähne.“

Es könnten wohl Alle im deutschen Gau
An Vaterlandslieb' von uns lernen —
Doch färbt Ihr die Margarine nicht blau,
So streichen wir Euch — nun wisst Ihr's genau
Die Mittel für neue Kasernen!

Der feinste Ton ist uns strenges Gesetz —
Wir dächten, das könntet Ihr wissen!
Nur ausnahmsweise spricht Herr von Plötz
Und der Herr von Diest wie der selige Götz —
Als das Fenster er zugeschmissen!

Stets sind wir für König und Kaiser da —
Doch Manches bedarf erst der Klärung,
Wir lehnen Euch ab — so wollt Ihr es ja —
Im nächsten Jahre den Heeres-Etat,
Verschmäh't Ihr die doppelte Währung!

Wir sind der einzig verlässige Hort
Des Reiches in Stürmen und Nebeln,
Doch geht die Sache noch lang so fort
Und Mirbach bittet vergeblich um's Wort,
So schlagen wir uns halt zu Bebeln!

Und meint Ihr, dass nach verlornem Gefecht
Wir endlich die Streitaxt begraben —
Ja, Prosit die Mahlzeit! Da kennt Ihr uns
schlecht —

Wir sind die Partei für Sitte und Recht
Und wollen auch was davon haben!

KI-KI-KI.

„Schneidiges Hinderniss.“ Auf eins-zwei-drei sind wir drüben!



Eins!



Zwei!



Drei!

Inseraten-Annahme
durch alle Annoncen-Expeditionen
sowie durch
G. Hirth's Verlag in München
und Leipzig.

JUGEND

1896
Nr. 10

Insertions-Gebühren
für die
4 gespalt. Colonelzeile oder deren
Raum M. 1.—.

Die JUGEND erscheint allwöchentlich einmal. Bestellungen werden von allen Buch- und Kunsthandlungen, sowie von allen Post-
ämtern und Zeitungs-Expeditionen entgegengenommen. Preis des Quartals (13 Nummern) bei den Postämtern in Deutschland M. 3.—,
Belgien 3 Frs. 61 cts., Dänemark 2 Kronen 69 Oere, Holland 1 fl. 95 ct., Italien 3 Frs. 88 cts., Oesterreich-Ungarn 1 fl. 90 kr.,
Rumänien 4 Frs. 20 cts., Schweden und Norwegen 2 Kronen 71 Oere, Schweiz 3 Frs. 65 cts., der einzelnen Nummer 30 Pf.

Zielbewusst.



Partei gefolgt: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!

Keiner seiner Zeit-
genossen sollte verkennen, dass August
des Grossen Auftreten in der Transvaal-
sache charaktervoll und zielbewusst war:
ist Er doch in dem entschiedenen Anschluss
an die „Untern Zehntausend“ der eng-
lischen Politiker nur dem Wahlspruch der

Briefkasten.

Herrn J. K. Mannheim. Den Brief-
kasten unseres Blattes benutzen wir
nicht zu privaten Mittheilungen, am
allerwenigsten zu Erklärungen, ob wir
das Manuscript des Herrn N. N. ab-
lehnen oder annehmen. Anonymes ver-
schlingt der Papierkorb!

A. H. L. Wir ersuchen freundlich,
jedes Mal die Adresse des Absenders
beizufügen, auch wenn der Betreffende
zum so und so vielen Male sich schrift-
lich an uns gewandt hat.

In G. Hirth's Kunstverlag in
München ist erschienen:

Illustrierter Katalog der Schack-Galerie in München

im Besitz Sr. Maj. des Deutschen Kaisers,
Königs von Preussen

Mit einem Vorwort von Dr. Paul Seidel,
Dirigent in den Kunstsammlungen der
Königl. Preuss. Schlösser, und einer
kunstgeschichtlichen Einleitung von
Prof. Dr. Richard Muther.

8 1/4 Bg. kl. 8° mit 56 autotyp. Abbildungen.
Eleg. brosch. 50 Pf., in Leinwand geb. 1 M.

DANK

Als wir die „Jugend“ in's Leben riefen, hatten wir mehr auf Vor-
urtheile aller Art als auf freudige Zustimmung zu rechnen. Wir wussten
wohl, dass eine Gemeinde von Anhängern uns sicher war, aber ob diese
Gemeinde gross und stark genug sein würde, um unser Unternehmen
schon jetzt zu einem gefestigten zu machen, das konnten wir kaum
annehmen: unsere Hoffnungen waren mehr auf die Zukunft, auf die
geistige und künstlerische Propaganda gerichtet.

Der Erfolg hat indessen schon unsere nächsten Erwartungen weit
übertroffen: **Nach kaum zweimonatlichem Bestehen hat die
„Jugend“ über 9,000 regelmässige Käufer!** Davon entfällt aller-
dings reichlich der dritte Theil auf unser liebes München, die eigent-
liche künstlerische Heimat und Pflanzstätte unseres Unternehmens. Aber
auch auswärts, namentlich in Berlin, Wien und in vielen anderen Gross-
städten des In- und Auslandes, bürgert sich die „Jugend“ von Tag zu
Tag mehr ein, und zahllose Zuschriften und Einsendungen aus weiter
Ferne beweisen uns, dass Sympathien für unser Werk lebendig sind,
soweit die deutsche Zunge klingt.

Dass es dabei auch viel zu wünschen und zu tadeln gibt, ist selbst-
verständlich: Allen können wir's eben nicht recht machen! Was dem
Einen in hohem Grade missfällt, macht dem Andern riesige Freude,
und so möge es getrost bleiben. Da heisst's halt Einander vertragen
und nicht gleich böse werden, wenn nicht Alles dem eigenen Geschmack
bis auf's i-Tüpfel angepasst ist.

Es gibt auch leidenschaftliche Feinde der „Jugend“ — Kopf-
hänger, Neidlinge, Unholde und Dunkelmänner aller Schattirungen.
Mögen sie sich über uns, wenn es denn nicht anders sein kann, recht
viel ärgern, oder noch besser, sich an unser „Gift“ con amore gewöhnen.
Unsern Freunden aber sagen wir herzlichen Dank für die gute
Meinung — ihnen, den Gemüthsmenschen, rufen wir zu: „Seid frucht-
bar und mehret Euch!“

Herausgeber, Redaktion und Verlag
der „Jugend.“

An die verehrlichen Abonnenten

richten wir die freundliche Bitte, das

Abonnement auf das II. Quartal (Nr. 14 bis 26) 1896
gefälligst umgehend bei der bisherigen Bezugsquelle bestellen zu
wollen. Ein Subscriptionsschein liegt dieser Nummer bei.

München, Anfang März 1896.

Hochachtungsvoll
G. Hirth's Kunstverlag.

Alte Kupferstiche.
Kataloge gratis und franco durch
Hugo Helbing, München,
Christophstr. 2.

Uebnahme von
Kunstauctionen
jeder Art, ganzer Sammlungen sowohl
wie einzelner guter Stücke.
Hugo Helbing, München, Christophstr. 2.
Vom Frühjahr ab eigene,
neuerbaute Oberlichträume.

**Münchener
Brauerakademie**
Magistratl. genehm. Privatinstitut.
Beginn d. 4monatl. Kurses 13. April
Dr. Doemens.



JULIUS BÖHLER
6 Sofienstr. **München** Sofienstr. 6
vis-à-vis des Glaspalast-Einganges.
Hof-Antiquar Sr. Majestät des Kaisers und Königs.
An- und Verkauf werthvoller Antiquitäten und
alter Bilder

J. DREY JUNIOR
Antiquitäten

Max-Josephstrasse 1/I St.
neben Hôtel Continental.

Specialität:

Ameublement
des 18^{ten} Jahrhunderts.

Herausgeber: Dr. GEORG HIRTH; verantwortlicher Redakteur: F. von OSTINI; verantwortlich für den Inseratenthail: G. EICHMANN, G. HIRTH's Kunstverlag; sämmtlich in München.
Druck von KNORR & HIRTH, Ges. m. beschr. Haftung in München.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN.

Ayuntamiento de Madrid